

VADEMECUM – REISEFÜHRER ÜBER EINE WISSENS-BAUSTELLE

Berlin hat es vorgemacht, daß eine große Baustelle eine Besichtigung wert sein kann – und auch, daß es dazu einer Reiseleitung bedarf. Als die Stadt sich vor wenigen Jahren rühmte, die größte Baustelle der Welt zu sein, war „die Baustelle“ eine Attraktion. Verschiedene Besichtigungsrouten wurden ausgearbeitet, Karten für die Teilnahme an den Führungen mußten monatelang vorbestellt werden.

Vor etwas mehr als einem Vierteljahrhundert gab es in Wien eine langjährige, große Baustelle – die U-Bahn wurde quer durch oder besser unter der Inneren Stadt, dem Stadtkern, gebaut. Diese Baustelle eröffnete Einblicke in verschiedene, vielfach ineinander verschachtelte, historische Dimensionen der Stadt. Alle Nase lang mußten die Maschinen angehalten werden, weil die Bauarbeiter unter der Erde auf etwas Römisches oder etwas Mittelalterliches oder vielleicht auch nur 200 Jahre altes gestoßen waren. Gleichzeitig gab es zu ebener Erde – fünf Stockwerke hoch und zwei bis drei Kellergeschosse tief – die meist 150 bis 100 Jahre alten Häuser mit ihren verschiedenen Umbauten, welche komfortables Wohnen und Geschäftemachen nach heutigem Standard erst ermöglichen. Und aufgerissen wurden die alten Schichten der Zukunft wegen – die Stadt wollte die modernste U-Bahn der Welt bauen, sie sollte zukunftsweisend und auch ein bißchen futuristisch sein. Heute kann man in der einen oder anderen U-Bahn-Station an eine Glaswand treten und beim Blick auf eine attraktiv ausgeleuchtete und von den Archäologen hergerichtete Fundstelle unverhofft ein paar Jahrhunderte zurückblicken – ein bißchen Phantasie vorausgesetzt.

Wer sich mit dieser meiner Arbeit über den Zusammenhang von Kreativität, Wissenschaft und Bildung beschäftigt, betritt ebenfalls eine große Baustelle. Dies betrachte ich keineswegs als Nachteil, als hätte ich meine Zeit nicht gut genutzt und wäre mit meiner Arbeit nicht zu Rande gekommen. Im Gegenteil, wir leben in Zeiten, in denen es schier nicht möglich ist, anders als konstruktivistisch mit Theorien umzugehen – platte Widerspiegelungsannahmen haben ausgedient. Da scheint es mir durchaus angemessen, etwas über die verschiedenen historischen Schichten und Gemenge zu erfahren, die – nicht säuberlich übereinander, sondern einander durchdringend – im Untergrund der heutigen Welt von Erkennen, Wissen, Theoriebildung, Lernen etc. liegen, und auch aktuelle Theorien, Annahmen und Vorstellungen als damit verschränkt zu verstehen. Aufgegraben und ans Licht gebracht werden diese tieferen Schichten, weil nicht wenige Menschen das Bedürfnis spüren, etwas Neues zu bauen. Sie fühlen sich nicht mehr wohl in den Werkstätten der Erkenntnisgewinnung und -weitergabe und mit deren Vorschriften, wie sie seit den letzten rund vierhundert Jahren entwickelt wurden – sie wollen sie gründlich umbauen, ein paar vielleicht ganz abreißen und Platz für Neues schaffen. So gesehen kann keine Arbeit vollendet werden, sondern Autor oder Autorin bleiben sich besser ihres Baustellen-Charakters bewußt.

Vielleicht sollte ich zutreffender sagen, ich habe mich eine ganze Weile auf einer großen, unübersichtlichen Baustelle, auf der sehr viele Menschen schon seit langem arbeiten, umgetan, mir ein Bild davon gemacht und darüber einen Reiseführer geschrieben. Da wird in die Tiefe gebuddelt und nach den ältesten Bauplänen geforscht. Dort wird wegen der Probleme mit ihrer Statik den Schieflagen im Fundament heutiger Türme nachgegangen. Andernorts werden Verbindungsstellen und Bezüge zu weiter entfernten Städten gesucht, nach Verbindungen und Abhängigkeiten, die auf der aktuellen Oberfläche zum Verschwinden gebracht worden waren. Und es werden an verschiedenen Stellen in die Keller eingemauerte Leichen gefunden, deren unerlöste Geister bis ins höchstgelegene Penthouse hinauf spuken.

Auf dieser riesigen Baustelle wird unter den Bedingungen ökonomischer, geo-politischer und kultureller Globalisierungsanstrengungen, Informations- und Wissenspolitiken und Widersprüchen an ersten Ansätzen für eine Sicht der Welt und eine Erkenntnistheorie gearbeitet, welche verschiedene Beschränktheiten und Schief lagen bisheriger und immer noch gegenwärtiger Wissenschaft überwinden soll – eben der Wissenschaft, wie sie seit der beginnenden Neuzeit entwickelt worden ist, durch die Industrialisierung einen mächtigen Schub erhalten hat und deren Denkweise heute in den westlichen Ländern als selbstverständlicher Maßstab normaler Bildung gilt. Sowohl an der Beleuchtung von Schief lagen wie an der Entwicklung von neuen Ansätzen wird aus feministischen, kolonialismus-kritischen, ökologisch-naturphilosophischen und weiteren Perspektiven gearbeitet. Im Ergebnis meiner Arbeit erscheint mir der Begriff einer *Wissenskunst* dieser angestrebten neuen Weise, sich mit der Welt erkennend in Beziehung zu setzen, am besten zu entsprechen.

Das Bild der Baustelle kann unter anderem helfen zu verstehen, daß diese Arbeit nicht linear aufgebaut ist – auch wenn in der Druckfassung die Kapitel und ihre Unterteilungen notgedrungen mit laufenden Seitenzahlen aufeinander folgen. Im Grunde hat diese Arbeit viele mögliche Einstiege für LeserInnen – größere und kleinere Türen. Und die Szenerie wird sich immer ein wenig anders auf tun, je nachdem, wo man/frau zu lesen angefangen hat. Trotzdem gebe ich hier ein paar Empfehlungen, die der Orientierung dienen sollen.

Das Kapitel über „Kreativität als Bildungsproblem – Bildung als Kreativitätsproblem“¹ bildet den Ausgangspunkt des Rundgangs. An dieser Baustellen-Einfahrt wird auf den allgemeinen Umbruch hingewiesen, der im ganzen weiträumigen Gelände im Gange ist – Umbruch insofern, als die aktuelle Entwicklung in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen als teilweise radikale Veränderung erlebt wird, mit den zu einem Umbruch gehörenden Krisen und Hoffnungen. Außerdem wird aufgezeigt, daß und wie diese Entwicklung als spezielle Problemlage im Erziehungs- und Bildungsbereich erscheint – mit Kreativität als einem zentralen Begriff, insofern es um Selbstveränderung geht. Von hier aus auf die verschiedenen Gruben, Traversen und neu entstehenden Grundrisse blickend wird behauptet, daß es für die Erziehungswissenschaften, eigentlich für alle PädagogInnen, dringend geboten ist, sich mit dem allgemeinen Umbruch auseinanderzusetzen – sich darum zu kümmern, was die sich abzeichnenden verschiedenen Veränderungen für Bildungsprozesse und deren professionelle Unterstützung bedeuten, Veränderungen in so grundlegenden Bereichen wie dem Verständnis davon, wie Erkenntnisse gewonnen werden, was es mit der Wissenschaft (als einer speziellen Weise davon, wie die Einbettung der Menschen im größeren Zusammenhang gesehen wird) auf sich hat, welche Rolle die Künste spielen etc.

Von diesem Eingang aus entscheiden die BesucherInnen selbst, in welcher Reihenfolge sie die beiden nächsten Stationen ansteuern. Auf der einen Seite kann, sozusagen von einer etwas erhöhten Plattform aus, ein Überblick gewonnen werden über das „Denken über Kreativität in der westlich-abendländischen Kulturtradition“. Während klar ist, daß dieses Gebiet ziemlich weitläufig ist, bleibt der Blick hier doch auf diese eine Tradition beschränkt. Immerhin ermöglicht die Plattform, innerhalb dieser einen Tradition die Entwicklung von den älteren bis zu den neueren Konstruktionen zu betrachten – um so dem Verständnis für die heutige Verwendung des Kreativitätsbegriffs etwas mehr Tiefe zu geben. Vorgeschlagen wird, durch eine Reihe von Teleskopen zu blicken, welche unter Bezug auf die Arbeiten mehrerer SpezialistInnen dieses Bereichs auf unterschiedliche zeitliche Tiefenschärfen eingestellt sind. Anders gesagt, von vorne nach hinten gelesen, ist dieses Kapitel einigermaßen chronologisch strukturiert, um dann mit „Blick zurück und nach vorne auf den nächsten Schritt“ mehr zusammenfassende Überlegungen vorzustellen.

Es ist aber genau so möglich, diese zusammenfassenden Überlegungen zuerst zur Kenntnis zu nehmen, um sie als Orientierung für den Gang durch die einzelnen Teilbereiche zu nutzen. Wie

¹ Siehe ab S. 10.

auch nichts dagegen spricht, sich fürs erste mit dem Blick vom höchsten Punkt der Plattform zu begnügen, um von dort zur anderen, zur „Dualismus“-Station zu gehen und erst später wieder zu den verschiedenen Vorstellungen über Kreativität zurückzukehren.

Die andere Station – „Platon, Descartes & Co. und die Frage nach möglichen Auswegen aus dualistischer und wissenschaftlicher Beschränktheit“² – nimmt den allergrößten Teil des gesamten Geländes ein. Hier arbeiten ArchäologInnen und ArchitektInnen mit den verschiedensten Spezialgebieten neben-, unter- und übereinander – teilweise auch miteinander, aber oft doch sehr spezialisiert. Die Auswahl und Aufbereitung der einzelnen Arbeitsstellen ist hier daran orientiert, das spezifische Weltbild der westlich-neuzeitlichen Wissenschaft zu verstehen – einschließlich der vorangegangenen Entwicklungsschritte dieser speziellen Vorstellungen. Hier teile ich die Annahme, daß es sich dabei um eine mögliche Weltsicht unter anderen handelt, ohne diese anderen in die Ausarbeitung einbeziehen zu können – angeboten wird der Hinweis auf weitere, von hier aus nicht so einfach zugängliche Baustellenbereiche. Die kritischen Teile erscheinen unverzichtbar, um die – beinahe als Naturnotwendigkeit daher kommende – Selbstverständlichkeit des westlich-wissenschaftlichen Weltverständnisses durch das Nachzeichnen seiner verschiedenen Konstruktionsprozesse etwas zu erschüttern.

So richtig spannend wird es aber, wo manche der KritikerInnen sich als ArchitektInnen versuchen und Vorschläge für ein neues, ein nach-cartesianisches Verständnis von Welt, von Menschen in der Welt und von Wissen entwickeln. Sie tun das aus einer Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven – wobei manche erste Bauskizzen vorlegen, manche Modelle bauen und manche sich bereits am Legen einzelner Fundamente versuchen.

Hier gibt es wieder verschiedene Möglichkeiten, das Gelände zu begehen bzw. in das Thema einzusteigen. Auf der Überblicks-Ebene gibt es einen Eingang – „Dualismus“³ – und drei größere Plattformen, die durchaus einer gewissen Chronologie folgen: „Eine erste Kristallisation des Vernunft-Natur-Dualismus“,⁴ „Unterwerfung der Natur durch die Vernunft“⁵ und „Gibt es eine Welt nach dem Dualismus?“⁶. Eine Möglichkeit ist, durch den Eingang auf die erste Plattform und dann zur zweiten und zur dritten zu gehen. Von jeder Plattform aus gibt es aber auch eine ganze Anzahl von Möglichkeiten, einzelne Arbeitsstellen etwas genauer zu betrachten – selbstverständlich nicht in ihrem ganzen Umfang, sondern ganz selektiv in jenen Aspekten, die der übergeordneten Orientierung dieses Kapitels entsprechen. Die BesucherInnen entscheiden selbst, ob sie sich erst auf einer Plattform einen Überblick verschaffen und dann durch einige oder durch den ganzen Kreis der zugeordneten Arbeitsstellen wandern – oder umgekehrt erst die Arbeitsstellen sehen wollen, bevor sie sich durch den „Zentraltext“ des jeweiligen Unterkapitels bei der Zusammenschau unterstützen lassen. Je nach Interessenlage ist es aber durchaus möglich, gleich vom Eingang zur letzten Plattform (mit den ihr zugehörigen einzelnen Arbeitsstellen) zu gehen – also zur Frage nach dem, was es zur Zeit über Kritik hinaus bereits an Vorschlägen zu konstruktiver Arbeit gibt. Wer sich hier ausschließlich für die Überlegungen zur Wissenskunst interessiert, sollte in diesem Unterkapitel direkt zum Abschnitt „Ausblick“⁷ gehen.

In welcher Reihenfolge auch immer die BesucherInnen über diese beiden Stationen gewandert sind, danach nähert sich der Weg mit dem letzten Kapitel wieder dem Ausgangspunkt, der ausdrücklich pädagogischen Perspektive. „Pädagogische Kreativität – oder die sich selbst verändern-

² Siehe ab S. 77

³ Siehe ab S. 77

⁴ Siehe ab S. 79

⁵ Siehe ab S. 82

⁶ Siehe ab S. 89

⁷ Siehe ab S. 112

de Praxis“⁸ zeigt an etwa zwei Handvoll unterschiedlichster Beispiele aus der pädagogischen Praxis, daß und wie die im Erziehungs- und Bildungsbereich Tätigen auf die weiträumigeren Prozesse von Veränderung und Selbstorganisation reagieren und damit auch aktiv an ihnen teilhaben. Die verschiedenen praktischen Projekte werden nicht mehr ausführlich besucht, sondern kurz vorgestellt – für weitergehende Erkundungen auf eigene Faust wird auf die jeweiligen Zugangswege (Literatur, Internet-Adressen etc.) verwiesen. Damit schließt sich der Rundgang – was bedeutet, daß die Plausibilität der Überlegungen, Informationen, Darlegungen des ursprünglichen Eingangsbereichs zum Zusammenhang von Kreativitäts- und Bildungsproblem und zu deren allgemeiner Relevanz jetzt – sozusagen aus der anderen Richtung kommend – deutlich sichtbar wird.

So zum Ausgangspunkt zurückkehrend wird auch deutlich, daß ein spezifischer Begriff menschlicher Kreativität, wie er für das Erforschen als auch für das Konzipieren veränderter pädagogischer Prozesse als notwendig betrachtet wird, weder aus einer Theorie abgeleitet, noch von einer einzelnen Person erarbeitet werden kann. Es wird damit kurz vor dem Ausgang ein erziehungswissenschaftlich äußerst relevantes Gelände bezeichnet, auf dem – orientiert an den verschiedenen Entwicklungen in Richtung einer Wissenskunst – unbedingt ein trans-disziplinäres Team, besser ein ganzes Netz von Gruppen, tätig werden sollte.

Manche der Plattformen, vor allem die dualismus-kritischen und im näheren die wissenschaftskritischen Kapitel, sind in schwieriges Gelände gebaut. Sie zu errichten und auch manche Wege dorthin zu erkunden und zu bahnen, war eine echte Herausforderung. Diese riesige Baustelle, die von dieser erziehungswissenschaftlichen Seite aus noch kaum betreten worden war und für die auch sonst noch kein umfassender Reiseführer zu finden war, erforderte eine echte Forschungsreise. Öfter mal mußte ich unterwegs von den ArchitektInnen der neuen Pläne und Grundrisse angemessene Werkzeuge erst erwerben. Wie jede lange Reise ins zuvor Unbekannte – ich spreche hier nicht von zwei Wochen Urlaub in einem Hotel mit Klimaanlage und Pool oder so – hat mich das verändert. Auch wenn mir das Bild eines geführten Rundgangs passend erscheint: Diese Arbeit ist insgesamt ein Bericht über die wichtigsten Ergebnisse einer Expedition – damit auch von Begegnungen und Erfahrungen, von Einsichten und Aussichten, von Veränderungen und Erkenntnissen.

Um dies nachvollziehbar zu machen, gibt es zu manchen der Plattformen sogenannte Selbstverständigungs-Texte. Sie sind eine Art von Protokollen aus dem Reisetagebuch, reflektieren darüber, was da unterwegs mit mir passiert – so wie manche Reiseführer erzählende Passagen über diese oder jene bestimmte Reise ihres Autors, ihrer Autorin enthalten. Es handelt sich um ausdrücklich subjektive Texte, an einigen wenigen Stellen auch um Bilder, Aquarelle, die für meine Reflexions- und Erkenntnisprozesse wichtig gewesen sind und sich nicht ins Verbale übersetzen lassen. Diese Texte und Bilder in die Arbeit einzubeziehen, ist mein Versuch, einer der Forderungen für eine neue Wissenschaft oder Wissenskunst zu folgen – zu reflektieren und Auskunft zu geben über die Situiertheit des Wissens, die Kontexte der Erkenntnisgewinnung, die Beziehungen zwischen erkennender Person und dem Gegenüber im Forschungsprozeß, über erlebte Bedeutung der Erkenntnisse.

Gleichzeitig sind diese Reflexionen nicht privat – meine Situation enthält, wie einzigartig auch immer sie im Konkreten ist – charakteristische Züge, welche sie mit vielen anderen Menschen, die sich mit den aktuellen Veränderungen und Übergangssituationen auseinandersetzen, teilt. Insofern sollte das Mitteilen der Selbstverständigungs-Texte das Lesen dort erleichtern, wo es deshalb schwierig wird, weil der Inhalt manche anscheinenden Selbstverständlichkeiten herausfordert – bis hin zu Elementen des Selbstverständnisses der wissenschaftlich sozialisierten Lesenden. Um im Bild zu bleiben: Die Haken, die ich an den besonders schwierigen Stellen montieren mußte, habe

⁸ Siehe ab S. 293

ich in der Wand gelassen. Wer will, kann seinen Karabiner dort einhängen. In dem Maße, in dem die Situationen der LeserInnen meiner nicht gleichen, sollen diese Selbstverständigungen Trittsteine bieten, die eigene entsprechende Situation zu reflektieren und sich Unterschiede in den Perspektiven bewußt zu machen.

Einen Vorteil des Bildes vom Besichtigungsgang über ein weitläufiges Baustellen-Gelände sehe ich darin, daß von vornherein offensichtlich ist, daß es notwendigerweise ganze Bereiche gibt, die von diesem Rundkurs nicht berührt werden – ja, nicht einmal wirklich in den Blick kommen. Und trotzdem ist klar, daß die Existenz dieser Bereiche nicht infragegestellt wird, auch nicht ihre Wichtigkeit. An einer solchen Stelle, an der es seit einiger Zeit besonders laut und hektisch zugeht, geht es um die Frage, welche Veränderungen der Wechsel vom Buchdruck zu Computer-Netzwerken als dem bestimmenden Medium für Information und Kommunikation mit sich bringen wird oder bringen soll – Veränderungen für alle Bereiche menschlichen Lebens in allen Weltgegenden und im speziellen für Erziehungs- und Bildungsvorgänge und –systeme.⁹

Es ist ganz deutlich, daß einige der besuchten Arbeitsstätten gar nicht denkbar wären ohne den als Netzwerk verstandenen Computer als Arbeitsmittel – man denke nur an die der Chaosforschung zu verdankende Beförderung des Verständnisses von Kreativität. Auch hätte ich mit meiner eigenen Reise gar nicht so weit ausgreifen können ohne die Recherche-Möglichkeiten, die mir der Anschluß an das allgemeine Computernetz geboten hat – noch weit über das hinaus, was sich in einer ganzen Reihe von Netz-Adressen als Quellen-Angaben niedergeschlagen hat. Auch der – trotz der Druckfassung – im Grunde nicht einfach linear sondern mehr netzartig gedachte Aufbau dieser Arbeit ist den Diskussionen zu Hypertext und Hypermedia geschuldet.

Nicht berührt wurden die Wissenschafts-Baustellen alten Typs, die nicht nur noch existieren, sondern nach wie vor im Verbrauch von intellektueller wie materieller Ressourcen als auch im Einfluß auf gesellschaftliche Entscheidungen dominieren. Existenz und Machtfülle dieser hergebrachten Formen, Strukturen und Mechanismen wird nicht bestritten. Das Interesse dieser Forschungsreise hier und das Thema des daraus erwachsenen Reiseführers ist aber auf jene Stellen gerichtet, wo am Überwinden, am Übersteigen jenes alten Typus gearbeitet wird – vielleicht könnte man sogar sagen, wo die Strukturen sich selbst zum neuen Typ um-organisieren.

Doch jede Reise geht einmal zu Ende, wie auch immer – jede Arbeit muß irgendwann soweit abgeschlossen werden, daß sie der Diskussion und Kritik ausgesetzt werden kann. Und nie kann alles berücksichtigt werden, immer bleiben sowohl lose Fäden im Sinne von „dort müßte man/frau jetzt eigentlich weitergehen“ als auch ganze Gebiete, zu denen keine Verbindung aufgenommen wurde – im Sinne von „später mal“ oder auch „vielleicht findet sich wer anderer“.

Und unterwegs Anfechtungen

Zwang zur Vollständigkeit und Mut zur Lücke

Mut zur Lücke, Mut zur Unvollständigkeit – ein ständiger Kampf. Immer wieder bin ich geneigt, meine Studien, die Recherchen auszudehnen, oder fühle es als „eigentlich“ notwendig, noch dieses und jenes zu lesen, aufzunehmen ... Immer wieder taucht etwas Neues auf, das ich doch „auf keinen Fall“ unberücksichtigt lassen kann – oder? Zum zweiten Mal habe ich jetzt (= zum Zeitpunkt dieser „Protokoll-Notiz“) auf diese Weise mehr als ein halbes Jahr „verloren“ bzw. bin – bei aller inhaltlichen Bereicherung – allem gegenüber, was als Zeitplan gelten könnte, verspätet. Und jetzt bin ich eben auf die Sache mit der integralen Wissenschaft und den Grenzwissenschaften gestoßen,

⁹ Vgl. hierzu beispielsweise, welche Vielfalt von Gebieten, Bereichen und Wegen sich auftut, wenn man/frau an der Stelle <http://www.netzwissenschaft.de> einsteigt.

vielleicht gibt es da nicht nur jede Menge Literatur, sondern sogar einen gerade entstehenden Arbeits- und Diskussionszusammenhang, in den meine Sachen passen würden ... Das akademische Leben *war* einfacher ohne Internet-Rechercheöglichkeiten ... Erinnerung an die Zeiten, da kaum mehr zugänglich war als die Bibliotheken der jeweils eigenen Universitätsstadt – wie beschränkt und idyllisch zugleich.

Was sind also meine Hindernisse, immer wieder der Versuchung (oder dem Druck) zu erliegen, noch und noch etwas Neues aufzunehmen? Zunächst einmal habe ich schlicht und einfach was Perfektionistisches – nicht in jeder Hinsicht, zum Beispiel ganz und gar nicht, was Aufräumen und Putzen angeht – aber in meiner beruflichen Arbeit schon, vor allem in ihren theoretischen Teilen. Ich möchte jetzt lieber nicht vertiefen, wo das herkommt. Zum anderen denke ich, es *gibt* einen Druck, alles zu wissen – nur alles, was für das Gebiet relevant ist, selbstverständlich – und nur alles, was die jeweiligen GesprächspartnerInnen oder gar die Begutachtenden aus ihren Spezialgebieten mehr wissen als ich. Also, was bleibt mir, wenn ich überhaupt je fertig werden will?

Ich muß aus meinen eigenen Ergebnissen lernen und die Idee des „Fertig-Werdens“ aufgeben. Es geht nur darum, die vorläufigen Arbeitsergebnisse so darzustellen, daß zumindest wohlmeinende Menschen sie interessant finden und verstehen können. Das bedeutet, ich stelle Facetten eines Themas vor im vollen Bewußtsein, daß es noch viel mehr bereits erarbeitete Facetten gibt und noch viel mehr mögliche, aber noch nicht bearbeitete ... Wirklich nicht leicht auszuhalten ...

Fragen, die da so auftauchen, beispielsweise – und Überlegungen dazu:

- „Darf“ ich mich inhaltlich äußern, mit Aussage-Sätzen, solange es immer noch irgendwo jemanden gibt, der mir als „Gegenbeispiel“ gegen meine Aussage vorgehalten werden kann? Ich weiß nicht, ob ich „darf“, irgend jemand wird sich immer daran stoßen. Aber ich kann schlicht und einfach gar nicht anders – ich bin weder allwissend noch allmächtig, nicht einmal ein Papst, der über die Richtigkeit von Offenbarungen urteilt. Ich schreibe bloß über die Ergebnisse meiner Arbeit – vorläufig und zeitgebunden und kontextabhängig, wie sie sind. Oder, anders ausgedrückt: Es ist schon so unglaublich viel geschrieben und gedacht – und publiziert – worden. Es ist absolut unmöglich, das alles zu kennen, selbst beschränkt auf den deutschsprachigen Raum, selbst beschränkt auf Pädagogik oder Erziehungswissenschaft oder auf die mein Thema im weitesten Sinne betreffende Literatur. Der bloße Versuch schon würde jedes eigene Arbeiten, Entwickeln eigener Gedankengänge und Argumentationen vereiteln. ... Schon zu Beginn meines Studiums habe ich gehört, daß es manchmal einfacher sei, das Rad neu zu erfinden, als in der wissenschaftlichen Literatur nach seiner bereits gemachten Erfindung zu suchen. Dennoch gibt es diesen Anspruch – zumindest für eine Arbeit auf dem Niveau einer Habilitation – alles Relevante zu kennen. Was für eine Zwickmühle. Gibt es auch für etwas so Altmodisches wie Habilitationen etwas so Modernes wie Wissensmanagement?
- „Darf“ ich Begriffe verwenden, wenn diese in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen oder Sub-Disziplinen selbst heftig umstrittene Forschungsgegenstände sind? Z. B. „Kunst“, „Neuzeit“, „Moderne“ etc. pp. Wie ich es sehe, bleibt mir auch hier gar nichts anderes übrig. Für jeden einzelnen Begriff, den ich beim Schreiben verwende, ließe sich ein eigenes Forschungsprojekt einrichten, und für manche davon gibt es das sicher auch. Aber ich spreche, denke, schreibe in einem bestimmten kulturellen und zeitlichen Kontext. In diesem haben alle diese Begriffe ein Feld von Bedeutungen, das von den Teilnehmenden dieses Kontexts geteilt wird, aber in sich geschichtet und nicht ganz scharf zu begrenzen ist, was alles die Verwendung von Begriffen in der Kommunikation überhaupt erst möglich macht. Es existiert so etwas wie eine Alltagssprache, in die aus verschiedenen intellektuellen Diskursen Bedeutungen „hinübergeschwappt“ sind – vielleicht könnte man sagen, eine Alltagssprache auf dem Niveau höherer Allgemeinbildung. Mit dieser muß ich leben und arbeiten, vielleicht sind es gerade die unscharfen Randzonen und Überlappungen, die dadurch bei jedem Lesen entstehen, was die Lektüre für manchen/manche

fruchtbar machen kann.

Oder, anders ausgedrückt: Jeder Terminus, jeder Begriff hat seine eigene Geschichte und seine aktuelle Debatte, wie er zu verstehen sei. Bedeutet das, ich darf keine Aussagen bilden, die „Natur“, „Bildung“, „Mensch“, „Kunst“, „Realität“ etc. beinhalten, ohne pausenlose Exkurse, die zeigen, daß ich mir der jeweiligen Problematik durchaus bewußt bin? Würde doch einen total unlesbaren, im schlechten Sinn des Wortes akademischen Text ergeben. ... Ist wohl so, daß eine inhaltlich interessante Argumentation eine ganze Menge von Alltagsbegriffen bzw. von Begriffen im Alltagsverständnis verwenden muß, wenn ihre Interessanztheit überhaupt wahrgenommen werden soll – über die zum Lesen verpflichteten Gutachter hinaus.

- Wie sinnvoll ist es, mich in der Charakterisierung bzw. Kritik von Wissenschaft auf den „*main-stream*“ dieser zu beziehen? Es gibt sicher in den meisten Arbeitsbereichen, gerade in den Sozialwissenschaften, die verschiedensten Ansätze und Arbeiten, deren AutorInnen – aus ihren eigenen Motiven und Notwendigkeiten heraus – mehr oder minder partiell gegen die wissenschaftlichen Dogmen verstoßen.

Feyerabend hat es bereits klipp und klar festgestellt, Berman auch: Die Regeln entsprechen einem offiziellen Selbstverständnis von Wissenschaft, das etwas Illusionäres hat. Und diese Dogmen strikt befolgt, würde ja auch nie irgend etwas wirklich Interessantes und Brauchbares herauskommen. Aber diese AutorInnen sprechen meist nicht über ihre Regelverstöße oder stillschweigenden Ad-hoc-Regeländerungen, stellen wohl auch den Rahmen selbst nicht in Frage. Wer wirklich groß ist, ist dann eben ein Genie und für den gelten andere Regeln – und die anderen Wissenschafts-ArbeiterInnen werden von „der Kirche“ toleriert, solange sie die Lehrsätze nicht explizit, frontal und laut angreifen, auch wenn sie manchmal um ihre Akzeptanz als „wissenschaftlich“ bangen müssen.

Ich denke, es ist sinnvoll, mich auf den „*main-stream*“ – eigentlich auf die charakteristischen Muster, die orientierenden, richtunggebenden Züge sozusagen – zu konzentrieren. Diese Muster existieren, ihre Grundlinien werden letzten Endes auch in den „implizit abweichenden“ Ansätzen akzeptiert, sie bestimmen die ungenügenden bis destruktiven Erscheinungen – aus der Empörung über diese speist sich ja der Widerstand gegen Dualismus und seine neuzeitliche wissenschaftliche Ausprägung. Und mich für die verschiedensten Arbeitsbereiche – auch nur innerhalb der Pädagogik – mit den Ansätzen zu beschäftigen, welche an einer oder an mehreren Stellen mehr oder minder implizit von der dualistischen Weltansicht und den Regeln klassisch-moderner Wissenschaft abweichen ... das durchzubuchstabieren wäre wohl für jeden dieser Arbeitsbereiche eine eigene Arbeit, nicht ein bloßer Unterpunkt dieser.

Ergebnis: Ich darf mich nicht von den antizipierten Einwänden, die sich auf diesen oder jenen einzelnen Ansatz beziehen, verleiten lassen, diese Arbeit noch weiter auszuweiten – Mut zur Unvollständigkeit ... und dann die Kritik ertragen!

Ich nehme an, dieses Problem, immer wieder Entscheidungen treffen zu müssen, bestimmte interessante Inhalte nicht weiter zu verfolgen, vor allem aber irgendwann zu entscheiden, überhaupt nichts mehr weiter zu verfolgen, sondern die Arbeit zu einem Ende zu bringen, kennt jeder/jede, der/die je an einer Dissertation oder Habilitation gesessen hat. Und wahrscheinlich taucht auch bei jedem/jeder zwischendurch der nagende Zweifel auf, ob nicht Schwierigkeiten daraus erwachsen werden, daß dieses oder jenes nun nicht aufgenommen worden ist. Erleichtern mich diese Annahmen? Doch, ein bißchen schon, wenn sie auch mein Unbehagen nicht aus der Welt schaffen.

Zwischen Baum und Borke

Wenn ich meine Lebensgeschichte so ansehe, scheint zwischen verschiedenen Stühlen zu sitzen für mich ein sehr grundlegendes Muster zu sein. Wahrscheinlich fing das schon damit an, daß ich als Mädchen geboren wurde, aber meine Eltern, zumindest ein wenig später, wohl doch lieber einen Jungen gehabt hätten. Daß frau nicht als Mädchen geboren, sondern zu einem gemacht wird, ist sicher richtig, aber eben doch nicht die ganze Wahrheit. Oder: Als Tochter aus einer Nicht-Akademiker-Familie mit Ende 20 zu studieren anzufangen, prädestiniert auch für einen Platz zwischen den Stühlen. Wie auch immer, zur Zeit gibt es ein paar Manifestationen dieses Grundmusters, die durchaus mit dieser Arbeit hier zu tun haben.

Eine trans-wissenschaftliche Habilitationsarbeit?

Das Ergebnis dessen, was ich hier seit mehr als sechs Jahren treibe, sollen die Kolleginnen und Kollegen als Habilitationsarbeit akzeptieren. Ich will also damit in einer Universität anerkannt werden, dafür eine Art akademischen „Ritterschlag“ bekommen – lauter Dinge, die dem Wissenschaftsbetrieb, seinen Traditionen und Regeln entsprechen. Um akzeptiert zu werden, lege ich eine Arbeit vor, in der die Unzulänglichkeit von Wissenschaft als dominierender Weise, die Welt zu verstehen, und die Notwendigkeit, sie mitsamt ihren Traditionen und Regeln zu überwinden, eine ganz wesentliche Rolle spielen. Zunächst klingt das wie ein Widerspruch in sich. Sollte nicht, wer Wissenschaft derart grundlegend kritisiert, einfach draußen bleiben oder sich vom Hof machen, wenn er oder sie da irgendwie schon mal reingeraten ist? Ich gestehe, wenn mir solche Argumentationen begegnet sind, habe ich mich schon irgendwie betroffen gefühlt.

Ich denke, heute bin ich – zumindest an guten Tagen – darüber ein Stück weit hinaus. Was passiert denn? Ich nehme Ressourcen aus einem Topf in Anspruch, der aus Steuermitteln, also von der Gesellschaft, für die Erarbeitung von Erkenntnissen, von Wissen gefüllt wird. (Wie halb voll oder halb leer ist ein anderes Thema, nicht hier.) Wohlgedemerk, daß die Erarbeitung von Erkenntnissen in der Ausprägung als Wissenschaft dominiert und die Finanzierung dieses gesellschaftlichen Auftrags auch als Wissenschaftsfinanzierung formuliert wird, ist historisch bedingt. Es geht mir nicht darum, von der (klassisch-modernen) Wissenschaft akzeptiert zu werden, sondern von Menschen, die in einer wissenschaftlichen Institution arbeiten, aber den Unzulänglichkeiten dieser Unternehmung gegenüber sehr wohl sensibel sind. Verpflichtet fühle ich mich, wie diese Menschen auch, dem Auftrag gegenüber, das zur Weiterentwicklung menschlichen Wissens beizutragen, was mir nach bestem Wissen und Gewissen als nötig erscheint – und nach meinen Kräften möglich ist. Und wenn das bedeutet, die dominante Art und Weise der Wissensproduktion zu kritisieren, tja, dann muß ich das eben tun – und zwar ohne in einer Art vorseilenden Gehorsams gegenüber der dominanten Tradition Arbeitsmöglichkeiten in der Institution vorzeitig aufzugeben.

Über die (Nicht)Angemessenheit von Weg, Inhalt und Ziel

Schreiben, schreiben, schreiben – und zwar darüber, daß Schreiben alleine nicht imstande ist, die als notwendig erachteten Erkenntnisse zu fassen oder zu transportieren ... und schon gar nicht theoretisches Schreiben alleine. Das soll nicht heißen, daß theoretisches Schreiben überflüssig wäre. Zumindest nicht, wenn die Erarbeitung einer der Vielfältigkeit der Welt, ihrer Dimensionen, der möglichen Zugänge zu ihr, besser angemessenen Perspektive in einem Kontext versucht wird, der aus der europäisch-wissenschaftlichen Tradition stammt – und von jemandem, der/die, wenn auch mit den verschiedensten „Inkompatibilitäten“, in dieser Sichtweise der Welt ausgebildet worden ist.

In welcher Sprache schreibe ich? Ich bin dafür, persönlich zu schreiben. Wenn das zu verhandelnde Thema mich nichts anginge, würde ich überhaupt nicht darüber schreiben. Mein Engagement ist ein Teil des Kontextes – und ohne die Einbettung in seinen Kontext würde die Darstellung das Thema bzw. die Ergebnisse der Arbeit unnötig verzerren. Und doch schreibe ich immer wieder

im traditionellen distanzierten Wissenschafts-Stil. Warum? Manchmal, weil ich denke, daß die Arbeit sonst nicht akzeptiert würde. Manchmal aber auch einfach, weil der Stil dessen, was ich lese, immer wieder mal auf mich abfährt. Da war es ermutigend, den kurzen Artikel von Stella Eugene Humphries (Ökologin und Umwelt-Analystin) zu finden, wie sie das wissenschaftliche Schreiben als „entkörperlichte Stimme“ (*disembodied voice*) – diesen minimalistischen Stil, bar jeden persönlichen Kommentars oder Affekts – zunehmend ungenügend fand, um das auszudrücken, worum es ihr ging. Beeindruckend ihr Beispiel, wie sie mit einem anderen Stil des Forschens und Schreibens – sie nennt es „mit Kopf und Herz, mit Weisheit und Wissen“ – Menschen bis hin zu Politikern überzeugte und wirklich etwas Praktisches bewirkte. Aber möglicherweise doch bezeichnend, daß sie die Wissenschaft (im Sinne von *sciences*, also Naturwissenschaften) verlassen und sich Themen wie Bewußtheit, Ästhetik und Bewußtsein (*awareness, aesthetics and consciousness*) zugewandt hat.¹⁰

Von den Ideen, wohin die Reise der Erkenntnisbemühungen der westlichen Zivilisationen gehen könnte, finde ich die der Wissenskunst am einleuchtendsten.¹¹ Deswegen bin ich aber noch nicht in der Lage, eine wissenskünstlerische Arbeit anzufertigen. Dazu ist noch eine Menge Entwicklung nötig. Was ich versuchen kann ist, eine Art Patchwork oder Collage herzustellen – mein Thema auf so viele verschiedene Weisen zu umkreisen, wie mir möglich ist, um dann zu sehen, welches „Bild“ in der „leeren Mitte“ erscheint. Vielleicht ergibt sich gar der Vorschein einer neuen „emergenten Qualität“. Anspruch zu hoch gehängt? Nun, irgend etwas muß einen/eine ja beflügeln. Ja, doch, ein Patchwork aus verschiedenen Arten zu schreiben und aus Bildern – das könnte das Angemessenste sein, was derzeit möglich ist.

Weitere Anfechtung: Verschiedene AutorInnen haben über die Schwierigkeit, Inhalte wissenschaftlich schreibend darzustellen, die mit dieser Art Wissenschaft gar nicht zu fassen sind, reflektiert. Muß ich die jetzt rezipieren und verarbeiten? Ein Freund aus Frankfurt (!) hat mich auf Adorno hingewiesen. Aber ich habe das Gefühl, das wäre schon wieder eine neue, eine nächste Arbeit – für diese hier ist keine Ausweitung mehr zulässig. Selbstverständlich ist es beruhigend zu erfahren, daß sich große und anerkannte „Geister“ mit vergleichbaren Schwierigkeiten herumgeschlagen haben – daß es also nicht an meiner persönlichen Unzulänglichkeit liegt. Ironie, daß Adorno gestorben ist, bevor er für seine Ästhetik eine Lösung dieses Problems gefunden hatte?

¹⁰ HUMPHRIES, Stella Eugene: Finding Voice. In: IONS Review 51, http://www.ions.org/ions/publications/51_humphries.htm, 26.2.2001.

¹¹ Siehe dazu den „Ausblick“ des Teils „Gibt es eine Welt nach dem Dualismus?“ des Kapitels „Platon, Descartes & Co. ...“, ab S. 112, und auch den Selbstverständigungs-Text „Wissenskunst als mein Begriff“, ab S. 286.



weiter